

(Nachdruck verboten.)

217

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Einstweilen half Nejer seinen Angelegenheiten auf, indem er Halbtagsarbeit auf dem Akert nahm, welcher auf dem Eise draußen gefielholt wurde. Allerdings warf ihn das im Lernen, gerade jetzt, wo es ihm an den Leib ging, tüchtig zurück; aber Linds Antwort mußte ja bald kommen! Auch hielt es ihn wohl flott, daß er die Anfangsgründe so genau und klar im Kopfe hatte.

Im Holzschuppen des Kanoniers stand er jeden Morgen mit der Pünktlichkeit einer Schlaguhr.

Seit der Zulzeit war Sara nicht mehr so leicht in ein Gespräch zu verwickeln; niemals kam sie mehr in den Versuch hinaus, um ihn zu rufen, überließ ihn auch während des Frühstücks zumeist dem Vater, während sie im Hause und außerhalb desselben herumwirtschaftete.

Sedoch heute war der Kanonier auf die Werfte gegangen und Sara hatte Plätttag. Das Plättbrett lag auf einem Stuhlücken und quer über die Küchenbank und Sara wandte Nejer halb den Rücken zu und strich mit dem Eisen auf und ab. Nachdem sie ihm den Kaffee auf den Tisch gestellt, arbeitete sie wieder eifrig weiter.

Nejer überhafterte sich nicht beim Frühstück; es war so angenehm, hier zu sitzen und zuzuschauen. Sie bespritzte und bügelte und glättete ein Stück um das andre — vollkommen, als ob er nicht existierte . . .

Endlich schien es ihr wohl, er sei lang genug dageessen. „Sie haben wohl jetzt nicht viele Stunden zu verschwenden, Zuhl; es fehlen ja kaum fünf Wochen auf die Prüfung!“ bemerkte sie, leicht lächelnd, um ihn ans Fortgehen zu erinnern.

„Immer Zeit genug für denjenigen, der sie zu benützen versteht!“ antwortete er überlegen; es gestel ihm nicht, so in der Winterkälte hier ausgewiesen zu werden, und er blieb sitzen.

Das Plättbrett ging langsam und dampfend vorwärts. Ihr Antlitz zeigte, was sie dachte:

„Es muß doch gut sein, sich immer so obenauf zu fühlen, — sogar wenn man seine Löhnung hinausgeworfen hat und gezwungen ist . . .“ Sie warf einen Blick nach dem Holzschuppen hin.

Das war ein unerwarteter Angriff aufs Centrum.

„Wer sagt Ihnen, daß ich das gethan habe?“

„Haben Sie das Geld vielleicht?“

„Nein, das ist sicher!“

„Ich hätte Sie mit der Heuer dreier Jahre in der Tasche sehen mögen, — wie hoch Sie da wohl die Nase trügen!“

„Nun, sie ist wahrhaftig gut unterrichtet,“ dachte sich Nejer.

„Es giebt Leute, die um so stolzer werden, je schlechter es ihnen geht, Jungfrau!“

„Schlecht gehen? Einem erwachsenen Mann, der knapp für sich allein zu sorgen hat!“ rief sie aus.

„An diesem „knapp für sich allein“, wie Sie sagen, scheitert so mancher Matrose. . . Ich bitte Sie, monatelang an Bord im Volkstlogis eingepfercht zu sitzen — und dann plötzlich mit der Heuer in der Tasche aufs Land zu schlüpfen. . . Er soll vermute sich nur damit unterhalten, in die Sparbank zu rennen.“

Sie beutelte ein Knabenhemd auseinander, welches aufs Plättbrett sollte.

„Sich unterhalten? Sie haben wirklich recht, Zuhl!“ sagte sie lachend. „Das wollen wir auch alle gern, — nur wird es uns selten gestattet!“

„Die Frauen sind nun einmal anders; da hilft nichts, Jungfrau!“

„Ach, ich weiß nicht, ob sie gar so anders sind!“ erwiderte sie und blieb ein wenig nachsinnend stehen. — „Ich habe es immer so schwer auf der Brust liegen fühlen im Frühjahr, wenn die Schiffe ausliefen. . . Nein, ach nein, wer nur einmal mit hätte sein und andre Orte sehen können! Ob sie

auch dort vom Aufstehen an bis zum Niederlegen nur plätten und backen und fegen und scheuern . . .

„Wenn wir kleinen Mädels mit unsren Tafeln aus der Schule liefen und wußten, daß Ringdals „Gyda“ abstoßen oder Röds „Alida“ oder „Die Erinnerung“ im Hafen draußen die Anker lichten sollte, — das machte uns Weine! Es ist so was Eigenes, die Ankerkette zu hören. . . Wir warfen Bücher und Tafeln und Penale auf einen Haufen zusammen in den Graben, und dann ging's hinaus zum Ausguckposten oder hinab zur Landungsbrücke und hinaus auf den Werstdamm, je nachdem die Fahrzeuge eben angelegt hatten. . . Da saßen die Matrosen wie Vögel auf den Raanen und ließen die Segel fallen und schauten alle, als könnten sie in das Ausland sehen. . . Ach ja. . . ich möchte einen Schilling für jedesmal, wo es mir die Brust zusammenschürzte, daß ich ein Mädchen war und immer daheim bleiben sollte! Dieser Aufgesang, all das Leben draußen! Der Matrose hatte ganz eine andre Stimme, sobald er nur an Bord kam. . .

„Sobald das Schiff hinter der Stabaernspitze verschwunden war, schlichen wir nach Hause, so verarnt, als ob die halbe Welt fortgereist wäre!“

Sie griff hastig nach dem Plättbrett, daß sie wegzunehmen vergessen und welches auf dem Hemde ein braunes Dreieck zurückgelassen.

Nejer hatte sich zu seiner vollen Länge emporgerichtet.

„Ja, wenn die Frauenzimmer so wären! — Sie sollten einen „Teichen“ Seemann heiraten, Jungfrau Rördam, — dann brauchten Sie nicht hier zu kochen und zu braten!“

Sara ließ das Eisen fest und mit Nachdruck über den Halsfragen gehen.

„Ich danke Ihnen für den guten Rat, Zuhl! — Das Meer ist ein unsicherer Boden. . . und die Seeleute sind auch nicht besser. . . Ich habe so manchen heimkommen sehen, der laut redete und dennoch die Tasche leer hatte!“ — Sie sah ihn ziemlich scharf an.

Er wußte genau, was für Gedanken sie da Luft gab.

„Was wissen Sie von mir und der Art und Weise, wie ich meine Heuer los ward? . . . Wenn Sie mir aber einen Dienst thun wollen, was ich übrigens nicht recht glaube, so bitten Sie Ihren Vater, daß er mir zum Holzspalten etwas Besseres verschafft als die stumpfe, schartige Fleischhart, mit der ich die Scheiter wie Stodfisch auf dem Pflod zerklöpfe!“

Sie stand mit blutroten Wangen da und sah ihn an; er aber nahm mit diesen Worten seine Mühe und ging.

„Höchst unverschämt!“ dachte sich Nejer. „Was geht meine Löhnung sie an?“

„Wirklich eingebildet. . . Schrecklich eingebildet! O, sie sollte nur nach Barcelona oder Malaga kommen und sich die dortigen Frauen anschauen, — es würde sie ein wenig ducken, schätze ich, wenn sie bemerkte, was für Blicke die dort abfeuern. . . Obwohl — — ich glaube gar nicht, daß sie es würdigte! Und die Spanierinnen würden gewiß wieder sie sehr schön finden, mit ihrem dichten, scheidigen, blonden Haar und der stolzen Haltung. . . so recht eine Gallionsfigur. . .“

Am nächsten Morgen fand er die Axt blankgeschliffen auf dem Holzblock.

Er betrachtete dieselbe und grübelte nicht wenig darüber nach, wie Sara dies zuwege gebracht, noch mehr aber grübelte er nach, warum sie es gethan? Vielleicht, weil sie alles wieder gut machen wollte, vielleicht aber auch, weil sie nicht dulden wollte, daß er über ihre Sachen etwas redete. . .

Als er die Axt in den Pflod haute und zum Frühstück kam, war sie „spanisch“ und er erwiderte es mit nicht geringerer Strammheit. Sie sah kaum nach ihm und that, als merkte sie gar nicht, ob er kam oder ging.

Er hatte aber andre Sorgen. . . Vom Steuermann Lind kam kein Brief und die Tage entflohen einer um den andern bei der Nachmittagsarbeit auf dem „Akert“. . . Und wenn er es auch dann durch Nachstudium einholen und drei Wochen zu sechs machen konnte, — für den Augenblick sah er doch in einer niederträchtigen Klemme. . . Die schwere Nachmittagsarbeit schlug ihm die Nacht tot. Unmöglich, nachher sich noch wach zu erhalten.

Eine ganze Woche verging noch. Dann aber kam der Steuermann auch selbst. Er war zum großen Ball eingeladen,

welchen der Schiffsreeder Singdalsen für die daheim weilenden Steuernänner und Kapitäne gab.

Er stand gerade und rasierte sich für den Ball, als Rejer zu ihm in Madame Steuerfens Herberge kam. Der Koffer war geöffnet und rings umher lagen und hingen Kleidungsstücke, gestreifte Leinenhemden, weiße Westen, Glacéhandschuhe, neue und getragene, auf den Stühlen und Tischen. Er hatte den Rasierpiegel auf die Kommode und rechts und links ein Talglicht gestellt.

„In Sandeffjord schrecklich gelumpft. . . . Dachte mir, wegen einer Woche auf und ab würdest Du nicht sterben, Fuhl, bis ich hereinkommen und den Kapitän um einen Vorschuf für Dich bitten könnte. — Denn Du habtest doch wohl nicht Dein Herz in dem Traum gewiegt, daß ich selbst bei Geld sei?“ sagte er und drehte sich vom Spiegel weg mit jovialer Miene Rejer zu. „Wir hatten ja die Abrede getroffen, das Geld sollte bei mir stehen bleiben bis wir wieder in See stechen!“

„Nein,“ rief Rejer lachend, „es war mir nie eingefallen, Sie zu drängen, Herr Steuermann! Das sahen Sie ja am Briefe!“

„Freilich!“ sagte Vind und begann seine Arbeit wieder. „Werde mit dem Kapitän schon für Dich und mich sprechen. . . . denn so ein Winter auf dem Lande muß einen ja rein ins Armenhaus bringen. . . . Ich werde bei ihm anklopfen, wenn wir zum Punschisch einholen. . . .“

Er zog sich die Lackstiefel an.

„So!“ Er richtete sich wieder auf. „Nun, glaube ich, bin ich klar. . . .“

Und elegant sah er aus von Kopf bis Fuß, das ließ sich nicht leugnen!

Für Rejer hatte diese kecke, flotte Seemannsgestalt etwas unwillkürlich Einnehmendes; dieselbe schlug nun einmal sein Schönheitsgefühl in Vanden.

Als sie auf der Straße unten sich trennten, sprach Vind:

„So viel verstehe ich mich auf Wetterausichten, um zu wissen, daß von Singdalsen keiner vor dem helllichten Tag fortkommt; es wäre also schade um die Mühe, wenn Du wegen des Kleingeldes früher bei mir anfragtest als morgen nachmittag, — so etwa um vier, fünf Uhr!“

Rejer machte rechtsum. Nun hieß es, ernstlich mit allen Segeln zum Prüfungsstudium, — es war die höchste Zeit!

Die ganze Nacht hindurch schlug er nach und rechnete und lernte, so daß ihm der Kopf brummte. Das waren lauter Sachen, die er schon vor einem Monat hätte wissen sollen, und nun ging es schwer; da und dort saß er plötzlich fest, so daß er von Grund auf nachholen mußte. Er stellte die Weckuhr und schlief ein paar Stunden mit den Armen auf dem Tisch, fing dann von neuem an. . . .

Nein, wenn das so weiter ging, wurde das ein schweres Barpen. . . . Um dies und das mußte er einen von denjenigen fragen, die es gelernt hatten. . . . Der Knoten saß nur darin, wie die Zeit gewinnen! Vom Holzverschlag des Kanoniers wollte er nichts mehr wissen, — heute sollte es zum letztenmal sein, damit er sich ganz dem Studium widmen könne. . . . Zwölf Stunden Tag. . . . und die Nacht, wenn er bloß vier Stunden schlief, — das gab ein Tagwerk von neunzehn bis zwanzig Stunden!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die große Neuigkeit.

Eine Straßenszene von G. du Plessac.

„Was! Madame Bréhat, Sie sind's? So früh schon einkaufen gehen?“

„Ja, wie Sie sehen, Madame Groslard. . . . ich will in die Centralmarkthalle und Erdbeeren kaufen, sind dort billiger als in den Kellergeschäften, und wissen Sie, 5 Centimes und 5 Centimes sind 10 Centimes, und ein Frank ist bald verthan.“

„Da haben Sie sehr recht. . . . man muß sparen. . . . ich gehe auch in dieselbe Gegend, einen Brief forttragen, den mir die junge Frau aus dem zweiten Stock gesien gegeben hat, damit ich ihn gleich bestelle; aber abends gehe ich nicht gern aus, die Laternen blenden mich dann so, wenn ich über die Dämme muß. . . . und ich habe gedacht, es wird wohl auf dasselbe herauskommen! . . . wenn's Ihnen recht ist, gehen wir zusammen.“

„Ob's mir recht ist, Madame Groslard! Na, natürlich! Habe Ihnen gerade eine große Neuigkeit mitzutheilen.“

„Eine große Neuigkeit? . . . was ist's denn, erzählen Sie rasch!“

„Sie kennen doch die Dame, die drei Treppen hoch bei mir im Hause wohnt?“

„Ich kenne sie, ohne sie recht zu kennen. . . . habe sie nie gesehen. . . . ich glaube, sie heißt Frau von. . . . von. . . .“

„Von Moseraie, ja! Sie wissen doch, daß sie Witwe ist?“

„Nein, das wußte ich nicht!“

„Ja, der Mann soll vor sechs oder sieben Jahren gestorben sein.“

„Der Aermste! . . . was war er denn?“

„Rentier, wie mir gesagt worden ist. . . . 'n feines Geschäft!“

„Ja, Gott, aber sterben müssen die auch.“

„Das stimmt; aber fürs Leben ist das ganz angenehm!“

„Ist doch ein komischer Gedanke, daß an uns auch 'mal die Reife kommt!“

„Komisch! . . . komisch? . . . na, wissen Sie, wenn Sie das komisch finden! . . . mir läuft jedesmal eine Gänsehaut dabei über den Rücken. . . . sind Sie 'mal krank gewesen?“

„Nein, bloß Schnupfen und so 'mal ein bißchen Kopf- oder Zahnschmerzen, aber weiter nichts!“

„Na, ich, ich hatt' voriges Jahr was mit dem Magen. . . . es war gerade, als wenn mir Schlangen darin 'rum kröchen, so krümmte ich mich. . . .“

„Was haben Sie denn gebraucht?“

„Ach, so alles Mögliche, auch Einreibungen mit flüchtigem Element.“

„Lineament, meinen Sie wohl?“

„Nein! nein! Ich weiß doch, was ich sage! Wissen Sie, da kommen einem denn so allerlei Gedanken an Totengräber und so weiter!“

„Na, das mücht ich auch nicht sein, wenn ich ein Mann wäre!“

„Ist aber doch ein sicheres Brot, — dabei giebt's keine „tote Saison“!“

„Ei! Sie machen ja Wortspiele! . . . haben recht, immer lustig! . . . Sie sagten also, daß Frau von Moseraie. . . .“

„Ich sagte, daß Frau von Moseraie Witwe ist.“

„Das kommt manchmal vor. Wir s. . . . ja auch.“

„Ich besonders.“

„Wie so „besonders“?“

„Mein Gott! Weil ich zweimal verheiratet war und meine beiden Männer verloren habe!“

„Nicht möglich! Das haben Sie mir ja nie erzählt. Sie sprachen immer von „Ihrem Verstorbenen“. Ich glaubte, daß es nur einer wäre!“

„Ja, ich kann doch nicht „meine Verstorbenen“ sagen. Das wäre doch nicht schicklich. Ich sag's immer von dem, von dem ich gerade spreche. Ich spreche nicht von beiden zugleich.“

„Sind Sie lange verheiratet gewesen?“

„31 Jahr und 7 Monat.“

„Dann haben Sie sich aber sehr spät zum zweitenmal verheiratet?“

„Ich spreche von meinem zweiten Mann.“

„Ah! so! . . . und der erste?“

„11 Tage.“

„Sie Aermste! . . . nur 11 Tage! . . . ein Unglück?“

„Nein. . . . am ersten Tag ist er nicht nach Haus gekommen. . . . und seinen Tod habe ich erst 8 Jahre später erfahren.“

„Dann sind Sie also in erster Ehe 8 Jahre verheiratet gewesen.“

„Nein, 11 Tage!“

„Ist ja möglich. . . . obgleich das Gesetz. . . .“

„Das Gesetz! das Gesetz ist mir ganz schuppe! . . . ich war Witwe. . . . und da habe ich Eugène kennen gelernt.“

„Eugène!“

„Meinen verstorbenen Mann.“

„Nummer zwei?“

„Natürlich, der andre hieß Eduard!“

„Das müssen Sie mir doch sagen! War er hübsch?“

„Na, fosolala. . . . ich kann aber auch nicht sagen, daß er hübscher als Eugène war. . . . ein bißchen stark. . . . nicht viel Haare. . . . gutmütig, wenn er nicht „benebelt“ war.“

„Und Nummer eins?“

„Ja, wissen Sie, so recht genau erinnere ich mich nicht mehr. Aber blond war er, das weiß ich ganz genau. . . . sehr blond sogar!“

„Also rot?“

„Beinahe. . . . denken Sie nur, eines Tages sagt mein Verstorbenen zu mir: Hortense sagt er, ich habe 14 Tage Urlaub; wir wollen eine kleine Reise machen, eine wirkliche Reise, so wie nach Montmorency oder Seeaug, wenn Du willst, Sie können sich meine Freude denken!“

„Ein guter Mann, Ihr Eduard!“

„Es war ja nicht Eduard! Wie hätte der wohl 14 Tage mit mir reisen können, wenn wir doch bloß 11 Tage verheiratet waren? . . . Ach, ich habe meinen verstorbenen Mann doch recht vermisst!“

„Das kann ich mir denken. . . . so nach 11 Tagen. . . .“

„Aber nein, ich meine ja den zweiten! . . . Oh! der erste hat mir einen zu häßlichen Streich gespielt, als er mich so allein ließ! . . . und doch, ich wäre nachsichtig gewesen, wenn er wiedergekommen wäre. . . . so war zum Beispiel einmal mein Verstorbenen acht Tage nicht nach Hause gekommen. . . . ich habe mich sogar an seinen Chef gewandt. . . . na. . . . als er dann zurückkam, habe ich gethan, als wenn er denselben Morgen erst aus dem Haus gegangen wäre.“

„Aber, Sie sagten doch, er sei nicht wiedergekommen?“
 „Ja, Edward! Eugène ist nach Haus gekommen . . . und er hat's nie wieder versucht!“
 „Hören Sie mal, Frau Brécut, ich kann Ihre verstorbenen Männer gar nicht auseinanderhalten . . . wir wollen sie man ruhen lassen . . . erzählen Sie mir lieber die Keuigkeit von Frau von Roseraie!“
 „Gut! na also . . . Frau von Roseraie . . . ist ein hübscher Name, nicht wahr? . . . man denkt gleich an Rosen . . . haben Sie Rosen gern, Madame Brécut?“
 „Es kommt darauf an . . . ich finde, sie riechen zu stark . . . ich bekomme Kopfschmerzen davon.“
 „Sie müssen es so machen wie ich. Ich kann den Geruch auch nicht vertragen, aber ich sehe sie gern, da habe ich denn künstliche gelaut und sie unter eine Glasglocke gestellt.“
 „Das ist ein feiner Gedanke . . . ich habe mein Brautbouquet in einem Glaschrank! . . . na! was ist denn da los . . . soviel Schokolade und Menschen . . . wollen wir mal nachsehen? . . .“
 „O! Ich gehe nicht gern ins Gedränge, man wird gestoßen, getreten . . . die Menschen sind so unhöflich.“
 „Ja, namentlich die jungen! . . . o! Die Menge verteilt sich auch schon! . . . ach, ich sehe schon, ein Pferd war gestürzt.“
 „Ist es schon wieder auf?“
 „Ja, es wird wieder eingespannt.“
 „Armes Tier! Wenn ich so ein Pferd stürzen sehe, thut's mir immer leid, als wenn's mein eignes Kind wäre . . . o! da wird ein Mann, der blutet, in die Apotheke geführt . . . wahrscheinlich der Antscher.“
 „Wird sich wohl weh gethan haben.“
 „Aber nicht so wie das Pferd! . . . das kann's man bloß nicht sagen . . .“
 „Ja, das können die nicht, muß manchmal recht unbequem sein!“
 „Manchmal? . . . immer, meinen Sie wohl! Denken Sie mal, Ihnen wird die Zunge abgeschnitten, was würden Sie dazu sagen?“
 „Gar nichts, denn ich könnte ja nicht mehr sprechen!“
 „Na also! Mit den Tieren ist es ebenso! . . . wenn ich reich wäre, würde ich einen Tiereschutzverein gründen . . . ich habe nur eine Kage in meinem Leben gehabt . . . ich habe sie gerade zur selben Zeit mit meinem Mann verloren . . . na, ich weiß nicht, um wen ich mehr geweint habe . . .“
 „Ich habe die Vögel lieber, die singen, und dann riechen sie nicht so schlecht, wie manchmal die Kagen, wenn . . .“
 „O! Man kann die sehr gut gewöhnen . . . so ging Romulus immer in die Kohlenkiste.“
 „Romulus? das ist ein hübscher Name . . . wo haben Sie den hergenommen?“
 „Ach, ich weiß nicht mehr recht . . .“
 „Aber, um auf Frau von Roseraie zurückzukommen . . . sie meinen also . . .“
 „Ja, richtig, Sie müssen nämlich wissen, daß Herr Morli . . .“
 „Wer ist denn Herr Morli?“
 „Der Maler, der ganz oben im Hause sein Atelier hat . . . Ach, meine Liebe, wenn Sie wüßten, was der für schöne Sachen hat! . . . ich mache bei ihm rein . . . wenn er nicht da ist, sehe ich mich ein bißchen um . . . da ist doch nichts bei . . . was? . . .“
 „I bewahre! . . . ich bin Aufwärterin einer Modistin bei mir im Haus . . . wenn sie fort geht, läßt sie mir den Schlüssel und dann gehe ich manchmal rauf, um mir die Hütte anzusehen, manchmal probier' ich mir auch wohl einen vor dem Spiegel auf . . . es sind wunderschöne dabei . . . so mit Blumen.“
 „Das ist nichts mehr für unsre Jahre.“
 „Schadet nichts! man sieht's doch gern! . . . man kann sich dann einbilden, man wäre eine vornehme Dame. Wären Sie das gern, Madame Brécut?“
 „Om! Om! Wäre gar nicht zu verachten gewesen . . . hätte auch gewußt, mich zu benehmen! . . . hätten mich mal bloß sehen sollen . . . vor zweiundzwanzig Jahren! Zur Hochzeit von meiner Nichte Adele hatt' ich ein apfelgrünes Kleid . . . Ich sag' Ihnen . . .“
 „Mein brennendster Wunsch ist immer ein lila Seidenkleid gewesen . . . Wissen Sie, so eins, was ordentlich knittert und raschelt . . . aber so was ist nichts für unsereins . . . man muß sich bescheiden können, das nennt man ja wohl Philo . . . Philo . . .“
 „Sophie . . . Philosophie . . . heißt es . . . ist aber nichtsdestoweniger doch angenehmer, in einem feinen Wagen zu fahren . . . wie die, die da gerade vorbeifutschert! als für andre Besorgungen zu machen oder in der Central-Marktshalle Erdbeeren zu kaufen!“
 „Ja, aber dann würde man sie teurer bezahlen!“
 „Würde doch nichts ausmachen, wenn man mehr Geld hätte!“
 „Auf den Preis müßte man doch immer sehen . . . ach! das Geld! Ist eine recht häßliche Erfindung! . . . Ob man sich denn dafür nicht etwas andres ausdenken könnte?“
 „Es wäre doch immer dasselbe, wenn man was kauft, muß man es ja doch auch bezahlen!“
 „Ja, aber wenn's kein Geld mehr gäbe?“
 „Dann würde man mit was andrem bezahlen . . . womit, weiß ich nicht! Aber bezahlen muß man doch! . . . Sehen Sie mal zum Beispiel, Frau Groslard . . . Sie würden doch auch die Brief-Besorgungen nicht umsonst machen?“

„Natürlich nicht! . . .“
 „Na also! . . . Aber was ist Ihnen denn? Sie sind ja so erregt, ist Ihnen schlecht?“
 „Ich . . . ich . . . ach Gott, Sie haben mich eben an den eiligen Brief erinnert, den ich gestern Abend besorgen sollte . . . wissen Sie, ich sag' es Ihnen doch?“
 „Ja . . . und was ist damit?“
 „Den habe ich zu Hause liegen lassen!“
 „Na, wenn's weiter nichts ist . . . dann bringen Sie ihn nachher fort . . . wird wohl nicht so brennen . . . kommen Sie man mit mir bis zur Marktshalle. Wir sind ja gleich da.“
 „Nein, nein, ich will doch lieber umkehren . . . aber ich habe Ihnen immer die große Keuigkeit noch nicht gesagt . . . wissen Sie, von Frau von Roseraie . . .“
 „Ja, wahrhaftig!“
 „Also, meine Liebe, denken Sie sich . . . sie heiratet Herrn Morli.“
 „Herrn Morli?“
 „Na ja doch! den Maler aus dem Hause . . .“
 „Na in aber, — was geht mich denn das an, ich kenne ja weder den einen noch den andren! War das alles?“
 „Ist doch immer interessant, so eine Heirat!“
 „Gott, wissen Sie, anderer Leute Angelegenheiten . . .“
 „Ja freilich, das stimmt: so müßiges Gerede ist nicht unser Fall!“
 „Nein, gewiß nicht!“
 „Also! . . . Auf Wiedersehen, Madame Brécut!“
 „Auf Wiedersehen, Madame Groslard! —“

Kleines Feuilleton.

k. Henrik Ibsen und sein Fetisch. In der Schilderung eines Besuches bei Henrik Ibsen, den sie ihn vor einigen Jahren in Christiania gemacht hat, erzählt Mrs. Alec Tweedie in einem Londoner Blatte einige interessante Züge von dem norwegischen Dichter. Sie schreibt: „Der Name Dr. Henrik Ibsen stand in goldenen Buchstaben auf der inneren Mauer des Hauses, dazu die weitere Angabe, daß er im ersten Stock wohne. Es war nichts Großartiges an seinem Heim, eine gewöhnliche norwegische Etage, die aus acht oder zehn guten Zimmern besteht; und doch ist Ibsen ein reicher Mann. Die Halle seines Hauses war kahl, das Mädchen trug, wie es in Norwegen Sitte ist, weder ein Häubchen noch eine Schürze, und Reihen von Galoschen standen im Hausflur. Das Mädchen führte mich einen Gang entlang, an dessen Ende das Arbeitszimmer des großen Mannes selbst war. Er stand auf, schüttelte mir warm die Hand, und als er herausfand, daß ich deutsch konnte, wurde er sogleich lebenswürdig und mitteilbar. Er ist von deutscher Abstammung und hat vielfach charakteristische deutsche Eigenschaften geerbt. Als er 1864 Norwegen verließ — als Norwegen thatsächlich aufhörte, für ihn eine glückliche Heimat zu sein —, wanderte er nach Berlin, Dresden, Paris und Rom und verbrachte viele Jahre in Deutschland. „Den glücklichsten Sommer meines ganzen Lebens verbrachte ich in Verthesgaden im Jahre 1880“, erzählte er. „Aber für mich ist Norwegen doch das schönste Land der Welt“. Ibsens Schreibtisch, der im Fenster so steht, daß der Dramatiker auf die Straße schauen kann, war mit Briefen besetzt, deren Umschläge sauber aufgeschnitten waren, denn er ist ordentlich und eigen fast wie eine alte Jungfer. Er hat keinen Sekretär, da das Diktieren ihn quält; folglich muß er alle Mitteilungen, die Erwiderungen erfordern, selbst beantworten. Seine Schrift ist die denkbar zierlichste, kleinste und runde. Sie ist typisch für den Mann selbst. Der Ramenszug ist fast wie der eines Schulknaben, — so sorgfältig ist er geschrieben. Auf dem Tisch neben dem Intenstisch stand ein kleines Brett. Darauf standen einige kleine hölzerne geschnitzte Schweizer Waren, einige kleine Stagen, Hunde und Kaninchen aus Kupfer, von denen eines eine Violine spielte. „Was sind das für kleine spazige Dinger?“ fragte ich. „Ich schreibe niemals irgend eine einzige Zeile eines meiner Dramen, wenn nicht das Brett mit dem was sich darauf befindet, vor mir auf dem Tisch steht. Ich könnte nicht ohne das schreiben. Es mag sonderbar scheinen — es ist es vielleicht auch — aber ich kann nicht ohne dies schreiben“, wiederholte er; „aber warum ich sie gebrauche, ist mein Geheimnis.“ Und dabei lachte er still vor sich hin . . .“

— **Verschwunden der Frösche.** Schon seit etwa 25 Jahren macht sich im Nordwesten Deutschlands, im Gebiet der Unterelbe, eine eigentümliche Erscheinung bemerkbar, für die bis jetzt eine ausreichende Erklärung nicht gefunden ist: die alljährliche Abnahme der Zahl der Frösche. Dem „Gamb. Korr.“ wird darüber geschrieben: „Vor etwa 20 Jahren Gelegenheit hatte, unsre Marschwiesen zu durchstreifen, sowohl nördlich wie südlich der Elbe, der wird sich erinnern, wie ungezählte Tausende dieser Tiere sich insbesondere in den Gräben dort tummelten. Ging man an einem sonnigen Sommermorgen, zumal wenn es gethau hatte, an einem Marschgraben entlang, so konnte man sicher sein, unaufhörlich das Geräusch zu hören, das die Frösche beim Springen ins Wasser verursachen. Nun mache man jetzt einmal den Versuch, und man wird finden, daß man nur noch sehr selten eine solchen Sprung beobachten kann. Aber nicht

mur im Marschgebiet, diesem alten Froschgebiete, ist es so, sondern überall ringsumher. In der Nähe der Haltestelle Medelsfeld bei Garburg z. B. befindet sich neben einer Wirtschaft ein kleiner Teich, der ehemals Tausende der Frösche beherbergte, die allabendlich ihre Quakfünfe in solcher Vollkommenheit produzierten, daß der Wirt in den Zeitungen „Großes Froschkonzert“ ankündigte, zu dem sich denn auch immer viele Liebhaber dieser Naturmusik aus der Umgebung einfanden. Seit Jahren giebt es dort nur noch Sololeistungen, das Gros der Künstler ist längst verschwunden. Ganz gleiche Verichte über die Abnahme der Frösche kommen aus der Lüneburger Heide. In Nahrung fehlt es den Tieren gewiß nicht, auch ihre natürlichen Feinde haben eher als zugenommen. Wahrscheinlich ist die Abnahme der Frösche zum Teil darauf zurückzuführen, daß man ihnen durch Melioration und Drainage zahlreiche Brutplätze raubte, aber wenn das vielleicht auch für das Gesehild zutrifft, für die Marschgebiete versagt diese Erklärung, denn in den Marschen hat sich die Zahl und Tiefe der Gräben entweder gar nicht oder doch nur ganz unwesentlich verändert. Auch die Reinigung der Marschgräben wird heute in keiner andren Weise und zu keiner andren Zeit vorgenommen als früher. Daß aber Epidemien unter den Tieren grassiert hätten, ist nie beobachtet worden. —

Kulturgehichtliches.

— Ein alter Ehevertrag. Die Ausgräber und Händler, welche der europäischen Wissenschaft die mit Keilschrift bedeckten Ziegelsteine oder die mit ägyptischen und griechischen Schriftzügen beschriebenen Papyri verkaufen, haben ein probates Mittel, um aus diesen Kunden mehr Geld herauszuschlagen. Oft zertrümmern sie ganze Keilschrifturkunden oder zerhacken vollständige Papyri und verkaufen die Einzelteile an verschiedene Interessenten; das bringt mehr ein, als das Ganze an einen Käufer verkauft werden würde. So hat Genf vor einigen Jahren einen fragmentarischen Ehevertrag aus der ptolemäischen Zeit erstanden, der im vorigen Jahre veröffentlicht wurde; aber Anfang und Ende fehlten und vom Mittelstück rechts waren die Zeilenschliffe nicht erhalten. Und es war ein rechtsgeschichtlich und kulturhistorisch so merkwürdiges Stück! Jetzt ist, schreibt die „Münch. Allg. Ztg.“, unter den in diesem Jahre von der Münchener Hof- und Staatsbibliothek erworbenen Papyri ein zweifelslos dieses Genfer Urkunde stark ergänzendes Stück hervorgekommen, dessen glatte Ränder die Manipulation der Händler, wie wir sie oben geschildert haben, klar erkennen lassen. Wir möchten einige Paragraphen aus diesem kulturhistorisch so interessanten Stück weiteren Kreisen bekannt machen; dieser Ehevertrag zeigt einerseits, daß man vor 2000 Jahren das Materielle beim Heiraten gerade so wenig außer acht ließ, wie man es heutzutage thut und wie es für die Zeit von vor 6000 Jahren die babylonischen Urkunden beweisen. Andererseits zeigt der Ehevertrag aber auch, daß im ptolemäischen Reiche in Beziehung auf die Eiteligkeit in der Ehe die beiden Ehegatten in den Eheverträgen in ganz gleicher Weise behandelt werden, daß somit hier schon Bedingungen erfüllt sind, wie sie unsre modernen Frauenrechtlerinnen verlangen. Nach Ulrich Wilkens Erklärung in dem Aufsatze „Zu den Papyri der Münchener Bibliothek“ in seinem „Archiv für Papyrskunde“ enthielt § 1 des Ehevertrags die Duitung des Ehegatten über die Mitgift der Frau, § 2 die Verpflichtung desselben — Menekrates hieß er — der Arinos Lebensunterhalt, Kleidung und alles andre, was einer Ehefrau zukommt, zu liefern. § 3. „Nicht soll es dem Menekrates erlaubt sein, noch eine andre Frau in sein Haus einzuführen oder Kinder zu zeugen mit einer andren Frau (damit soll wohl im allgemeinen eheliche Untreue getroffen sein), so lange Arinos lebt, oder ein andres Haus zu bewohnen als das, deren Miteigentümerin Arinos ist. Nie soll er sie verstoßen oder mißhandeln oder ihr Böses thun, noch soll er irgend etwas von dem Vermögen veräußern dürfen (Gütergemeinschaft), ohne daß Arinos als Garant in die Veräußerungsurkunde eingeschrieben ist.“ § 4. Bei Zuwiderhandeln gegen irgend eine Bestimmung des § 3 hat Menekrates sofort die Mitgift mit 50 Proz. Aufschlag auszus zahlen... § 5. Ebenso soll aber auch der Arinos nicht erlaubt sein, außerhalb des Hauses des Menekrates nachts zu schlafen oder den Tag zuzubringen ohne Wissen des Menekrates, noch mit einem andren Manne Umgang zu haben, noch den gemeinsamen Haushalt zu schwächen, noch irgend etwas dem Menekrates zu thun, was einem Manne Schande bringt. —

Aus dem Pflanzenleben.

ie. Die drohende Vernichtung der Ulmen in West-Europa ist vor der Pariser Akademie der Wissenschaften von dem Zoologen Menegaud eingehend zur Sprache gebracht worden. Ein schon seit längerer Zeit wohlbekannter Feind der Ulme, die in Mitteleuropa fast in allen Gegenden zu Anpflanzungen an Gärten und Straßen benutzt wird, hat in neuester Zeit besonders in Frankreich derart überhandgenommen, daß nachdrückliche Maßregeln zum Schutz des schönen Baumes unabwendbar geworden sind. Es handelt sich um einen Blattkäfer, der im Deutschen als Ulmenfurcht-Käfer, mit wissenschaftlichem Namen als *Galeruca xanthomelaena* bezeichnet wird und sowohl im ausgewachsenen Zustande wie als Larve den Ulmenblättern gefährlich wird. Besonders lebt das Insekt auf der gewöhnlichen Feldulme und ihren ver-

schiedenen Spielarten. Die belgische Varietät mit härterem Holz scheint ihm weniger zuzusetzen, wenigstens ist sie in Frankreich neben gänzlich entlaubten Bäumen der gewöhnlichen Ulme verschont geblieben. Auch ein verwandter Baum aus Sibirien (*Planera*), der auf unsrer Ulme gepflanzt werden kann, scheint von den Käfern nicht angegriffen zu werden, ebensowenig endlich die Bergulme, die sich in der Umgebung von Zürich und Luzern findet. Sonst ist fast der ganze Bestand an Ulmern in Westeuropa in diesem Jahre durch jenen Käfer seiner Blätter beraubt worden. Die Plage geht jetzt in das vierte Jahr. Erwähnenswert ist noch der merkwürdige Umstand, daß auch die Ulmen auf einigen Pariser Boulevards von der *Galeruca* verschmäht worden sind, wahrscheinlich wegen der dicken Staub-schicht, die sich in diesen Verkehrsstraßen auf den Baumblättern niederschlägt und somit wohl zum erstenmal den Pflanzen einen Nutzen gebracht hat. In diesem Jahre machten sich die Käfer in Paris gegen Ende des Monats April nach 4 warmen Tagen bemerkbar, die die Blattknospen gesprengt hatten. Bald darauf fanden sich diese von zahlreichen Löchern durchbohrt, die auf die ausgewachsenen Käfer zurückzuführen waren. Einen Monat später zeigten sich die Eier des Insekts, die in Häufchen von 15—20 auf der Außenfläche der Blätter in 2 oder 3 Reihen angeklebt waren. Sie sind von flaschenähnlicher Form und citronengelber Farbe. Anfang Juni erschienen die ersten Larven von 1 Millimeter Länge, mit schwarzen Haaren bedekt. Am 20. Juni war die elterliche Generation gänzlich verschwunden, und jetzt arbeiteten die Larven an der Zerstörung dessen, was noch vom Blattgrün übrig geblieben war. Die Zerstörung der Blätter ist eine so eigentümliche, daß ein Blatt, auf dem die *Galeruca* gehaust hat, auf den ersten Blick zu erkennen ist. Die Blätter werden nicht völlig durchbohrt, sondern es bleibt eine zarte Haut übrig, die bald durch Austrocknung braun wird. Die Larve häutet sich mehrere Male, bis sie eine Länge von 7 Millimeter erreicht und eine mehr und mehr gelbe Farbe angenommen hat. Schließlich lassen sich die Larven zu Boden fallen, graben sich dort ein und umhüllen sich mit dem gelblichen Gewebe. Nach einer Woche kommt der erwachsene Käfer aus der Erde und begiebt sich um seinerseits wieder auf die Bäume hinauf, um alles an Laub zu zerstören, was die Maden noch übrig gelassen haben. Sie zerfressen die Blätter vollständig und hören mit ihrem Zerstörungswerk nicht auf, bis die Winterkälte sie vertreibt, also in Paris bis zum Ende des Monats November. Dann beziehen die Käfer ihre Winterquartiere in Speichern und andren unbewohnten Räumen, andernfalls verkriechen sie sich in irgend welche Schutzwinkel oder unter dürres Laub. Dort überdauern sie die kalte Jahreszeit, um mit den ersten schönen Tagen des Frühjahrs wieder zu erwachen. —

Humoristisches.

— Angewandtes Sprichwort. „Du bist wahrhaftig der Nagel zu meinem Sarge“, sagte die Mutter zu ihrem ungezogenen Sohne und gab ihm eins hinter die Ohren. Da hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen. —

— Scharfbild. Piccolo (leise zum Kollegen): „Du, an dem runden Tisch giebt's wieder kein Trinkgeld, die Herren reden mich alle mit „Sie“ an!“ —

— Unglückliche Stilisierung. „Die Wiese hinter dem Schützenhause wird von morgen an der höheren Töchterschule als Spielplatz zugewiesen, der weitere Auftrieb von Gänsen ist also dorfselbst unsittlich.“ —
(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Das Trianon-Theater wird in der bisherigen Automobil-Ausstellung (Georgenstraße) untergebracht werden; die Ausstellungsräume sollen in ein 500 Personen fassendes Theater umgewandelt werden, das am 15. November unter Bierbaums literarischer Leitung eröffnet werden wird. —

— Schalejpeares „Heinrich VIII.“, neu übersezt und neu bearbeitet, geht am 16. Oktober im Hamburger deutschen Schauspielhaus in Scene; die Dichtung ist noch niemals in deutscher Sprache gegeben worden. —

— Im Wiener Hofburg-Theater geht als nächste Novität das einaktige Schauspiel „Das Recht des Catull“, von Jaroslav Bráclich, deutsch von Louise Dreisly, in Scene. Auch Hermann Bahrs Schauspiel „Der Apostel“ wird noch in diesem Jahre gegeben. Sonnenhal und Kainz werden die Hauptrollen spielen. —

— August Ennas neues Musikwerk „Girtin und Schornsteinfeger“ erzielte bei der Erstaufführung im königl. Theater zu Kopenhagen einen starken Erfolg. —

— Die Kunstakademie schreibt den Wettbewerb um die Großen Staatspreise (je 3300 M. zu einer einjährigen Studienreise nach Italien) auf dem Gebiete der Bildhauerei und der Malerei aus. Letzter Einlieferungstermin ist der 24. Februar 1902. —

— Die Höhe der fünf Nobelpreise, die am 10. Dezember zur Verteilung kommen, ist jetzt festgesetzt worden. Jeder Preis beträgt 150 782 Kronen 23 Ore. —